

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 17.

Siebenter Jahrgang.

25. April 1863.

### Die Räuberschenke.

Auf weiter Pusta, im öden Haus,  
Verweil' ich im Kreise der Meinen:  
Zum Fenster seh' ich oft hinaus:  
Will Mondlicht nimmer erscheinen?  
Die Wolken eilen so grau und schwer,  
Und dummer Donner rollt ferneher.

Und zu den Meinen keh' ich zurück,  
An den kunstlosen Tisch von Eichen:  
Ich sehe darauf mit entsetztem Blick,  
Der Räuber kenntliches Zeichen;  
Tief in den Tisch ist's eingebrannt,  
Das Haus wird Räuberschenke genannt.

Und plötzlich öffnet die Thüre sich,  
Ein schlanker Jäger tritt schnell herein;  
Sein Auge blickt kühn und ritterlich,  
Weiß ist seine Hand und zart und klein.  
Er weilet bei uns; mit heiterem Lachen  
Gibt er sein Wort, uns zu bewachen.

Die Wolken sich jezo rings zertheilen;  
Der Mond blickt durch die Scheiben so hell,  
Daß wir zum Ausbruch rascher eilen;  
Bereit ist auch der Wagen schnell.  
Der Jäger gibt uns das Geleite,  
Sein Blick irrt forschend in die Weite.

Wilde Stimmen ertönen von fern;  
Der Jäger tritt näher zu mir heran:  
„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, gern  
Werd' ich Sie schützen vor Jedermann.  
Sie reisen sicher durch diese Lande,  
Denn — ich bin der Hauptmann der Bande.“

Charlotte Schütz.

### Eine böse Nacht.

Nach Chamber's Journal.

Aus der Hauptthür eines Schlosses in Cheshire traten ein junger Mann und eine junge Frau. Sie hatten sich umschlungen, und sie schien ihn zurückhalten zu wollen. „Es ist ein Gewitter im Anzuge,“ sagte sie, „man merkt's an der schwülen Luft. Bitte, Richard, verschiebe Deinen Ritt bis morgen.“ Der junge Mann, der gestiefelt und gespornt da stand, legte

die Hand auf den Sattel seines Pferdes und schüttelte mit dem Kopfe. „Es geht nicht,“ sagte er, „Philipp Orme erwartet mich heute Abend in Chester. Mache Dir übrigens keine Sorgen, denn sonst sind Deine Wangen morgen, wenn ich zurückkehre, nicht so rosig, Deine Augen nicht so hell, wie heute. Und was hättest Du zu fürchten, liebes Weib? Richard Courthope ist oft schon durch Regen und Sturm geritten. So lebe denn wohl, und Gott behüte Dich!“

Sie blickte ihm nach, wie er durch den schattigen Baumgang dahintritt, bis er hinter dem Parkthor verschwand. Als sie in das Haus zurückgegangen war, sah sie sich dem Kammerdiener Marston gegenüber. Dreißig Jahre hatte er, zuerst als Laufburche und Spielgenosse Sir Richard Courthope's, dann als Kammerdiener auf Schloß Ashurst gelebt und war jetzt den Fünfzigsten nahe. Er stand still, als er Lady Courthope erblickte, zögerte einen Augenblick und sagte dann in einem ehrfurchtsvollen und doch gezwungenen Tone: „Mylady, will Sir Richard wirklich, wenn ein Wetter im Anzuge ist, nach Chester reiten? Wenn nun der Regen kommt und der Fluß anschwillt? Damit ist nicht zu spaßen.“ — „Er muß heute Abend in Chester sein,“ antwortete die Lady und ging auf ihr Zimmer.

Der Kammerdiener blickte ihr nach und murmelte: „Die Frau liebt ihren Mann nicht, aber er glaubt es. Bloß für sie hat er Augen und Gedanken; alte Zeiten, alte Freunde sind bei ihm vergessen. Früher würde er mir nicht verschwiegen haben, daß er nach Chester ritt, aber jetzt ist diese einfältige Wachsputze seine einzige Vertraute. Doch ich weiß alles, was ich brauche. Sir Richard muß heute Nacht in Chester sein.“

Den Nachmittag über empfand Lady Courthope eine unbeschreibliche Angst. Es beruhigte sie nicht, daß das gefährdete Wetter nicht kam, und so oft sie sich auch sagte, daß ihr Mann ein sicherer Reiter sei, konnte sie doch das Gefühl nicht unterdrücken, daß irgend eine Gefahr drohe. Jetzt brach der Abend an, der Himmel verfinsterte sich, und sie hörte mit steigender Angst, wie der Regen gegen die Fenster klatschte und die Bäume des Parks im Sturm rauschten. Marston brachte brennende Lichter und stellte sie auf den Tisch. „Der Sturm ist da, Mylady,“ sagte er, „Sir Richard wird nicht durch die Furt von Craven kommen.“ „Mein Gott, was ist zu thun?“ rief sie aus. — „Er wird umkehren,“ sagte der Kammerdiener langsam und betonte jedes Wort. „Leider führt der

Weg an Abgründen hin und die Nacht ist finster. Ein falscher Schritt des Pferdes — soll ich ihm nicht mit einer Laterne entgegenreiten?“ — „Ja, ja,“ entgegnete die Lady mit bebender Stimme. „Und doch, ist es nicht besser, daß Stephan reitet?“

Marston's Gesicht wurde finster. „Er ist in der Gegend fremd,“ sagte er, „und ich habe hier dreißig Jahre gelebt. Er kennt nicht einmal den Weg, den ich hundert Mal bei Tag und bei Nacht gemacht habe. Doch wie Sie wollen, Mylady.“ — „Reiten Sie selbst,“ antwortete sie, „verlieren Sie keinen Augenblick. Der allmächtige Gott gebe, daß Sie nicht zu spät kommen.“

Marston entfernte sich schweigend. Als er aus der Thür ging, sah er sich um, und sie bemerkte in seinem Blicke einen so finstern, lauernden und drohenden Ausdruck, daß ein Schauer über sie überlief. Sie wußte lange, daß sie ihm unangenehm war, weil er sie als eine Fremde betrachtete, die ihm die Liebe seines Herrn genommen und ihm, wenn er es an Achtung gegen sie fehlen ließ, manchen harten Verweis und manche Drohung zugezogen hatte. Aber einen solchen Haß, wie heute, hatte sie in seinen Augen noch nicht leuchten sehen. Führte er Böses im Schilde? Sollte sie ihm folgen und ihn am Abreiten verhindern? Diese Gedanken beschäftigten sie jeden Augenblick und dann lächelte sie wieder über ihre thörichte Furcht. Dreißig Jahre hatte Marston ihrem Manne treu gedient und konnte unmöglich falsch gegen ihn sein.

Jener Weg an Abgründen hin war zu fürchten, nicht der alte und zuverlässige Diener. Beruhigt hörte sie, wie ein Pferd aus dem Stalle gezogen wurde und ein Reiter eilig sich entfernte. Sie hörte aber nicht, daß Marston, als er im Wegreiten zu ihren erleuchteten Fenstern aufblickte, vor sich hin sagte: „Wenn sie es gewagt hätte, so würde sie mich zurückgehalten haben. Jetzt ist es zu spät. Heute Nacht werden wir wegen des Hasses, den Sir Richard um ihretwillen auf mich geworfen hat, fürchtbar abrechnen.“

Als Lady Courthope eine Stunde später an's Fenster trat und den Vorhang aufzog, waren die dunklen Wolken verschwunden, und der Mond schien hell auf Wald und Thal. Die Luft war kühl, aber still, und die junge Frau konnte sich zur Ruhe begeben, ohne um ihren Mann ferner in Angst zu sein. Ihr Schlafzimmer lag im westlichen Flügel des Gebäudes, fern von der Treppe und am Ende eines langen Ganges, neben dem es mehrere leer stehende Räume gab. Die junge Frau hatte es gewählt, weil es das Zimmer ihrer Schwiegermutter gewesen war und ihr Mann es deshalb liebte. Der hohe Kamin mit seinen alterthümlichen Verzierungen, die Tapeten mit ihren Figuren von Nymphen und Liebesgöttern, das große Himmelbett und die alten Möbel gaben dem Gemache ein düstres Ansehen; aber jetzt knisterte ein munteres Feuer im Kamine, das auf den Vorhängen von gelbem Damast spielt, und Kerzen erhellen jeden Winkel. „Ist Alles zur Ruhe gegangen, Eithier?“ fragte Lady Courthope beim Auskleiden ihr Kammermädchen.

„Alle, bis auf Stephan.“

„Er kann sich auch schlafen legen,“ fuhr die Lady fort. „Auf Sir Richard braucht Niemand zu warten. Er hat noch durch die Furt reiten können und ist längst in Chester.“ — „Wenn auch der Fluß angeschwollen gewesen wäre,“ warf Eithier ein, „so hätte das nichts ausgemacht. Der Herr brauchte dann nur zu der alten Steinbrücke hinter meines Vaters Hause zu reiten.“ — „Ueber die Brücke?“ fragte die Lady verwundert. „Gibt es eine Brücke?“

„Bei der alten Priorei, und der Umweg ist gar nicht groß; der Herr kennt sie genau.“

„Und Marston sagte nichts von ihr? Er sprach immer bloß von der Furt. Ist er zurück, Eithier?“

„Nein, Mylady; er sagte, wenn er den Herrn nicht träfe, so wolle er im goldenen Horn übernachten.“ — „Dazu gab ich ihm keine Erlaubniß,“ jagte Lady Courthope etwas unwillig und entließ ihre Kammerjungfer. Sie zog nun einen Armsessel ans Feuer, lehnte sich zurück und begann ihre braunen Haarflechten aufzulösen. Sie dachte dabei an mancherlei, insbesondere an ihren Mann, der, obgleich er viel älter war, als sie, ihre kleinen Schwächen und Unarten immer freundlich behandelt hatte. Dann malte sie sich aus, wie sie, wenn sein Haar gebleicht und seine hohe Gestalt gekrümmt, seine Nachsicht vergelten wolle, und jetzt zeigten sich ihr auch fröhliche Kinder, die in dem bisher so stillen Hause sprangen und tanzten. Nun wurde ihr sonderbar zu Muthe, daß sie fern von ihm und in dem stillen Zimmer allein sei. Die unbestimmte Furcht des Nachmittags kam zurück. Das Feuer war niedergebrannt, das Zimmer wurde dunkler, und es lief ihr kalt über den Körper. Ihre Haarbürste glitt von ihren Knien und fiel mit einem dumpfen Schall zu Boden. Hastig bückte sie sich, um sie wieder an sich zu nehmen, und als sie sich aufrichtete, da sah sie durch den Schleier ihrer Haare, die über ihr Gesicht gefallen waren, an dem hintersten Fenster eine knochige Hand, welche den Vorhang auseinander bog und ein bleiches, grimmiges Gesicht erschien. Im nächsten Augenblick fiel der Vorhang wieder leise zusammen, und jenes Gesicht war verschwunden. Sie hatte es aber gesehen und erkannt. Vor wenigen Stunden hatte derselbe Blick voll Haß und Rachsucht auf ihr geruht, und jetzt wußte sie, was dieser Blick bedeutet habe. Sie sprang weder auf, noch rief sie. Ihre Pulse klopften wild, ihr ganzes Blut war in Aufruhr, aber sie blieb ruhig sitzen. Bei dem bloßen Gedanken, daß ihr Mann in Gefahr sei, hatte sie gezittert, aber da nun auch sie selbst fürchtlich bedroht wurde, war sie muthig und standhaft. Ihre eisigen Hände spielten mit ihrem Haar, ihre Augen ruhten auf den erlöschenden Kohlen, kein äußerliches Zeichen des Tumults in ihrem Innern ließ sich wahrnehmen, und doch wußte und verstand sie alles.

Marston war mit ihr im Zimmer. Sein Ritt war nur eine List gewesen, um seinen Anschlag unentdeckt ausführen zu können. Er war in der Dunkelheit zurückgeschlichen und hatte sich hier versteckt, um sie zu ermorden. Sie war jetzt in seiner Gewalt. Allein mit ihm in einem verschlossenen Zimmer konnte sie ihm nicht entgehen. Wenn es ihr auch gelang, die Thür zu öffnen und den Gang draußen zu erreichen, so half ihr das

nichts. Lange, ehe sie vor den leeren Zimmern vorbei war, lange, ehe ihr Hilsegeschrei gehört werden konnte, hatte er sie eingeholt und mit seinen Händen ihre Kehle umschlossen. Wie nun, wenn sie geraden Wegs auf jenes Fenster zugeht, den Vorhang zurückschlug und ihn im Namen ihres Gatten, seines Herrn, um Gnade bat? O nein, das durfte sie nicht; jener Name von ihren Lippen mußte seinen Haß und seine Eifersucht noch mehr entflammen. Sie erhob die Augen und sah etwas Glänzendes, etwas, das ihr fast als Freund erschien. Ueber dem Kamin, im Bereiche ihrer Hand, hing der Degen ihres Mannes. Sie konnte ihn ergreifen, rasch zum Fenster stürzen und ihren Feind durchbohren, ehe er sich aus den Falten des Vorhanges loszuwickeln vermochte. Aber ihr weibliches Gefühl hebte selbst in dieser äußersten Noth vor einer solchen That zurück. Bei jenem Blicke nach oben war ihr ein anderer Gedanke gekommen — ihr Ankleidezimmer. Die Thüre stand offen und war nicht zehn Schritte von ihr entfernt. Einmal dort eingeschlossen — doch ach, jene Thüre hatte keinen Kiegel und der Schlüssel steckte auf der Seite ihres Schlafzimmers im Schloß. Das Herz wollte ihr beinahe brechen. Schon glaubte sie verstoßene Fußtritte auf dem Fußboden zu hören und einen heißen Athem an ihrer Wange zu fühlen. Gab es denn keine Rettung für sie? Wieder fielen ihre Blicke auf die offene Thür des Ankleidezimmers.

(Schluß folgt.)

## Die Nähmaschine und ihre Geschichte.

Der Civil-Ingenieur Dr. Rudolf Herzberg in Berlin hat über die Nähmaschine, „der Frauen Freundin,“ wie er sie nennt, vor kurzem (Berlin, Springer) ein sehr lesenswerthes Schriftchen herausgegeben, welches uns die Ausbreitung jener Erfindung als eine noch weit größere erkennen läßt, als man wohl gemeinhin zu denken pflegt. Die Nähmaschine stammt aus Nordamerica und ist jetzt nahe an dreißig Jahre alt. Freilich, die erste, von Walter Hunt ausgeführte Maschine gerieth, nachdem sie sich nicht bewährt hatte, in gänzliche Vergessenheit, und erst nach Jahren wurde die schon wieder aufgegebene Erfindung von Elias Howe neu ans Tageslicht gebracht und mit den nöthigen Verbesserungen in das industrielle Leben eingeführt. Der Sieg war ein schneller. In kurzer Zeit bildete das Maschinennähen fast einen ebenso wichtigen Zweig der Industrie, wie das Maschinenspinnen und weben. Besonderen Schwung erhielt es durch die Errichtung der drei großen Nähmaschinenfabriken von Singer u. Comp., Wheeler und Wilson, dann Grover und Water in New-York, welche in den Jahren 1850—52 ihre ausgedehnte Thätigkeit begannen und bald fast den ganzen Handel mit Nähmaschinen in Händen hatten. Das größte dieser Etablissements, deren Fabrikate noch jetzt allen anderen den ersten Rang streitig machen, ist die Wheeler- und Wilson'sche Fabrikgesellschaft, die über 500 Arbeiter beschäftigt. Drei Viertel aller in New-York angefertigten Näharbeit wird gegenwärtig mit der Maschine gefertigt. Manche Kleider- und Wäscheherren sind heute Besitzer von 100—200 Ma-

schinen und nähren über ein halbes Tausend Arbeiter und Arbeiterinnen durch Näharbeit. In Europa wurde die Erfindung erst durch die Londoner Ausstellung von 1851 populär. Den mächtigsten Vorschub leistete ihrer Verbreitung in England die Nachfrage nach Militärkleidern im Krimkriege. Verhältnißmäßig spät kam die Nähmaschine nach Deutschland und verschaffte sich hier nur sehr langsam Eingang. Man wird sich erinnern, daß noch vor sieben Jahren eine arbeitende Nähmaschine auf Jahrmärkten für Geld gezeigt wurde. So ist es nicht zu erwarten, daß der Einfluß, welchen die Einführung der Nähmaschinen in Deutschland auf die Industrie ausübt, schon in den wenigen Jahren so erheblich geworden wäre, daß er in allen Gewerbezweigen, in denen die Nähmaschine thätig ist, sich offenbar machte. Von vornherein ist aber zu bemerken, daß mit dem Bekanntwerden dieser Maschinen in Deutschland eine ganz neue Industrie hier selbst entstand, die der Nähmaschinenfabrikation selbst. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß die Patentinhaber von America und England einen viel größeren Nutzen als die deutschen Fabrikanten von ihren Producten gezogen haben und ziehen, und dieß liegt in dem Umstande, daß die viel strengere americanische und englische Patentgesetzgebung einen wirksameren Schutz für das geistige Eigenthum bietet, als die deutsche. Die americanischen und englischen Erfinder sind so in den meisten Fällen durch Verbesserungen an den Nähmaschinen zu großem Reichthum gelangt, und es ist bekannt, daß die Erfindung eines einfachen selbstwirkenden Apparates zum Umbrechen des Zeugens beim Säumen dem Erfinder bedeutendes Vermögen eingebracht hat. Die drei großen Etablissements in America, welche ungefähr den fünften Theil aller in beiden Welttheilen arbeitenden Nähmaschinen lieferten, haben in der Zeit ihres Bestehens ein ganz ungeheures Capital als Nutzen abgeworfen. Dieß geht schon aus folgenden Angaben hervor. Man kann recht gut annehmen, daß aus einem dieser Etablissements wöchentlich hundert fertige Maschinen hervorgehen; nimmt man für jede einen mittleren Verkaufspreis von 120 Thalern an, so ergibt sich hieraus eine jährliche Einnahme von 600.000 Thalern. Nun steht aber fest, daß die Herstellungskosten einer solchen Maschine nicht mehr als fünfzig Thaler betragen, so daß also ein Reingewinn von 140 Procent erzielt wird! Daraus resultirt ein jährlicher Nutzen von 350.000 Thalern. Trotzdem nun, daß in Europa selbst eine bedeutende Menge von Nähmaschinenfabriken entstanden sind, ist doch die Nachfrage nach americanischen Maschinen noch immer bedeutend im Wachsthum begriffen, so daß die drei Hauptgesellschaften in America kaum im Stande sind, alle Bestellungen auszuführen. So haben die deutschen Fabrikanten den americanischen Maschinen gegenüber einen schweren Stand, und sie sahen sich deshalb gezwungen, die Preise ihrer Fabrikate herabzusetzen, um dadurch das Gleichgewicht wieder herzustellen. Dazu sind sie auch durch die bedeutende Concurrenz in Deutschland selbst genöthigt. Es gibt nur äußerst wenige Maschinenbauer in Deutschland, welche einen Profit von 100 Procent erzielen; im Allgemeinen ist der Gewinn auf 70 und 50 Procent herabgesunken. Doch kann man wohl von der Zukunft Besseres erwarten, wenn

nur erst die Benutzung der Nähmaschine bei uns eine ebenso allgemeine geworden ist, wie in America, wo im Jahre 1858 etwa 100.000 Maschinen thätig waren und jetzt vielleicht schon 200.000 thätig sind. In England sind seit 1856 wohl 25.000 in Wirksamkeit, und in Deutschland mag gegenwärtig etwas mehr als die Hälfte dieser Anzahl existiren, also vielleicht die Zahl von 15.000. In welcher großartiger Weise sich der Nutzen der Nähmaschine, ganz abgesehen von allen anderen Beziehungen, namentlich auch hinsichtlich einer durch sie bewerkstelligten Vergrößerung des Nationalreichthums manifestirt, beweist z. B. eine Berechnung, mit welcher wir unsere kurzen Auszüge aus Dr. Herzbergs Schriftchen schließen wollen. Angenommen also, daß in England jetzt 25.000 Maschinen in Thätigkeit sind — macht man nur die ungefähre Schätzung, daß eine Nähmaschine, von einer Arbeiterin geleitet, fünf Mal so viel zu leisten im Stande ist, als die Arbeiterin ohne die Maschine fertig bringen kann, daß also die Einführung der Nähmaschine die Leistungsfähigkeit von 25.000 Näherinnen vervielfacht, d. h. das Nationalvermögen um den vierfachen Werth der Näharbeit von 25.000 Arbeiterinnen jährlich vermehrt hat, so ergibt sich, wenn man den Tagelohn einer Näherin auf acht Silbergroschen pro Tag berechnet, während der sieben Jahre, seit 1856 eine Vermehrung des Nationalvermögens um sechszig Millionen Thaler, in runder Summe gerechnet.

## Literatur.

Niclas Meldeman's Rundansicht der Stadt Wien während der Türkenbelagerung im J. 1529. Nachgebildet vom kais. Rathe Albert Camefina, mit erläut. Texten von R. Weiß, herausgegeben vom Gemeinderathe Wiens. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1863. (2 Hefte.)

**P. v. R.** Wie es uns „Provinzlern“ gewiß nicht geringe Genugthuung ist, wenn unsere Leistungen vor dem Forum der „Wiener Kritik“ Anerkennung erfahren, so mag es den Herren „im Centrum“ des Reiches nicht unlieb sein, wenn sie zur Ueberzeugung kommen, daß wir ihre, unser Ländchen mitbetreffende Publication mit dem herzlichsten Willkommen begrüßen.

Der Gegenstand der uns vorliegenden prachtvollen Ausgabe einer zeitgenössischen Rundansicht Wiens in den Tagen der Türkenbelagerung von 1529 ist mit der Geschichte unserer Heimat so enge verknüpft, die vorausgedruckte Beschreibung der „Belagerung“ ist von Peter Stern, einem Laibacher Kind — so daß wir schon aus diesen Gründen an der Wiederausgabe der so lange unbeachtet gelegenen Schilderung und „Contractur“ dieses für Oesterreich so bedeutend gewesenem Ereignisses nicht hätten vorübergehen dürfen.

Der XVIII. und 41 Seiten umfassende Text ist von dem um Oesterreichs Archäologie vielverdienten R. Weiß gearbeitet, und theilt sich in die zwei Abtheilungen: Niclas Meldemans Rundansicht der Stadt Wien und in den Anhang, der wieder in drei Theile zerfällt:

- 1) Die Relation des Peter Stern von Laibach;
- 2) die Meldemann'sche Erklärung des Planes;
- 3) die Relation des Herolds Hans Lub.

Dies der Inhalt des einen Hefes; das zweite Heft enthält in 6 Blättern das in Farbendruck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei getreu nachgebildete Gemälde (Rundansicht) der Stadt Wien von dem Meister Camefina copirt und durch die treffliche kais. Anstalt in gewohnter Virtuosität wiedergegeben.

Kehren wir zum ersten Hefte zurück — ich will nicht auf den Inhalt der Relation des Peter Stern eingehen, auszugeweise habe ich es schon in meinem „Herbard von Auersperg“ gethan, da Herbard's Vater Trojan die Belagerung mitgemacht, wo ich auch die Namen der im Entschaffere der „Majestät“ zu Hilfe gezogenen krainischen Cavaliere angeführt habe.

Hier will ich nur die Stelle aus des Herrn Weiß Erläuterung ausheben, in der er eine Kritik des Peter Stern'schen Berichtes beibringt.

Er sagt (pag. VI), wo er die vier, den Gegenstand behandelnden Schriften anführt, die Worte:

„Von diesen Schriften ist jene des Peter Stern von Laibach von hoher Bedeutung, weil sie aus unmittelbarer Anschauung der Zustände in unserer Stadt während der Dauer der Belagerung entstanden ist. Peter Stern von Laibach lebte nämlich zu jener Zeit in Wien; er stand vermöge seiner Stellung als Kriegs-Secretär mit vielen der hervorragenden Persönlichkeiten in Berührung, überzeugte sich täglich selbst von den einzelnen Vorfällen und den Hilfsmitteln der Vertheidigung und führte wahrscheinlich über alle Begebenheiten ein genaues Tagebuch. Denn wenige Wochen nach Aufhebung der Belagerung gab er die hier angeführte Relation im Drucke heraus, und war mithin zu solch einem Vorhaben schon vorbereitet.“

In der von Schneideleien auf die Tapferkeit und Klugheit der Vertheidiger übersprudelnden Widmung „an den Vorkämpfer der obersten Feldhauptmannschaft“ und den übrigen „Kriegscommissären und Räten der Stadt“ bemerkt er, daß er die Beschreibung der Belagerung vorzüglich um des gemeinen Mannes Willen „der solcher Kriegshandlung zu beiden Seiten geübet, gern ein wenig wissen hätt“ verfaßte, jedoch sich hierbei nur auf das, was er in der Stadt gesehen, beschränkt habe. Nachdem er hierauf die der Belagerung vorangegangenen politischen Ereignisse und die in der Stadt zur Vertheidigung getroffenen Vorsichtsmaßregeln geschildert hat, erzählt er Alles, was von Tag zu Tag während der Belagerung in der Stadt vorgegangen ist und verzeichnet am Schluß die hervorragendsten, bei der Belagerung thätig gewesenem Personen. In Bezug auf den Gang der Belagerung und die wesentlichen Momente derselben ist daher diese Relation die Hauptquelle, deren Benutzung sich bei den meisten mir bekannten, denselben Gegenstand behandelnden Flugchriften jener Zeit nicht verkennen läßt.“

Es thut uns leid, nicht weiter den auf das umfassendste Quellenstudium gegründeten Vorbericht des Herrn Commentators excerptiren zu können. Wir fügen den Wunsch an, möge diese Publication, die ein bedeutendes Stück österreichischer Geschichte, nebenbei aber auch unserer Landes- und unserer Literaturgeschichte bietet, bei den Freunden der Geschichte in unserer Heimat recht lebhaften Anklang finden — möge das Beispiel der Reichshauptstadt die Väter unserer Stadt zu einer ähnlichen, bei Gelegenheit zu nennenden Publication aufmuntern!

## Correspondenz der Redaction.

R. S. in Triest. Recht gern. Heute schon, wie Sie sehen. Nomen est omen, hüten Sie sich vor den Pfeilen. — E. R. in Klagenfurt. Ihr Wunsch ist erfüllt worden, die Nummern sind bereits abgefordert. — P. W. in Hiltburgshausen. Sie versprochen wieder einige Beiträge zu senden; warum lassen Sie so lange darauf warten? — A. K. in Laibach. Das ohnlängst Erhaltene nicht verwendbar. Wollen Sie uns Anderses zur Auswahl vorlegen. — P. v. R. in Graz. Schönen Dank für das Uebergebene. Mit der „ältesten Geschichte“ wird nächstens begonnen. Wegen der „culturhistorischen Skizze“ mündliche Besprechung in Graz.